

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 17 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 26. April 1924

Wunsch.

Von Alfred Hugenberg.

O daß es doch noch einmal Frühling würde,
Wie es in meiner Kindheit Frühling war!
So federleicht die kleine Lebensbürde,
Der Himmel, ach, so wundertief und klar!

Die Mutter stäubt die Hühner aus dem Garten,
Der Gockel flattert kreisend über'n Zaun.
Ich muß auf meinen Wolkenkönig warten,
Dem laue Winde fern den Thron erbaun.

Das Schaumkraut blüht vergessen auf den Wiesen,
Die stillste Blume, die mein Herz erkannt.
Ich hab' ihm laute Ehren nie erwiesen,
Doch hat mich seine Süße stets gebannt.

Es ist der Traum, den Frühlingnächte träumen,
Kein Reif macht seinen zarten Glauben tot.
Laß mich im Wiefengrund ein Weilchen säumen,
Allein mit herbem Glück und süßer Not!

(Aus „Lebenstreue“.)

Meister Hansjakob, der Chorstuhschnitzer von Wettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

12

Aber ihm bleibt keine Zeit, die Frage zu erforschen. Wiederum wendet er sich. Südwärts geht seine Flucht. Dort unten, am Ausfluß des lieblichen Zürcher Sees, liegt sein Asyl, die freie Stadt Zürich. Wird er's erreichen? Auch daran denkt er nicht. Ihn beseelt im Anblick des geliebten Landes nur der eine Gedanke, ihm zu dienen. „Frei, wie der Blick von diesem Berge, will ich werden; frei, wie eure Berge, sollt ihr, Schweizer, werden! Sie lugen übers ganze Land und weit über die Grenzen hinaus. Sonne, sende deine Glut, Wolke, dort oben, deinen feuchten Segen, auf daß dies Land, dies Volk gedeihe und eine Leuchte sei den Völkern dieser Erde. Und du, Geliebte, dort unten in der Stadt meiner Väter, dein Name sei gepriesen und öffne mir die Tore meiner zweiten Vaterstadt...“

Jetzt überblickte der Flüchtling noch einmal das offene Land und den kürzesten und gefahrlosesten Weg nach den Toren des alten Zürich. „Wie lieb' ich dich, du schönes Land! O, schenke mir das Leben, es soll dir gehören in Ewigkeit!“ rief er aus und wollte zu neuer Flucht ausbrechen. Doch kaum ließ er vom Baume los, der ihm als Rücklehne diente, als ihm vor den Augen schwarz wurde. Die Strapazen der Nacht hatten seine Kräfte erschöpft. Ohnmächtig brach er zusammen.

VIII.

Am Morgen nach Schwerters nächtlichem Abenteuer verbreitete sich die Kunde davon lärmend in der Stadt

und den Bädern. Sie drang auch zum Bürgermeister, der sein Kind nichts davon vernehmen ließ, wohl aber dem Landvogt und dem Stadtschultheißen Winte gab, Schwerters Prozeß so viel wie möglich auf die lange Bank zu schieben. Am selben Morgen zogen vier edle Rappen, die weiß und blau montiert von Reitern in denselben Farben geleitet wurden, eine schwere, silberglänzende Kutsche durchs Landvogteischloßtor hinaus auf die Straße nach Wettingen. Dem schwerfälligen Wagen folgten auf kurze Entfernung zwei Reiter in der Standesfarbe. Auf der Höhe der Limmatstraße angekommen, sprengten die Reiter ihr nach und warfen den Kutschenerschlag zurück, damit die Insassen derselben die sonnige Morgenlandschaft und die erquickende Talluft genießen. Wer die bunte Gesellschaft sah, begriff sofort, warum dieselbe durch die Stadt in geschlossenem Wagen gefahren. Denn auf dem vordern Sitze saß fest und stattlich in seiner schwarzsammetenen Amtstracht, wie er bei seinem Einzug in Zürich erscheinen mußte, Bürgermeister Grobmann; ihm zur Rechten, in hellfarbigem Jugendgewand, das ebenfalls mit den Standesfarben übereinstimmte, das jungfräuliche Kronschäppelein auf dem Lodentopfe, Agatha, die mit ihrem Gegenüber einem heiteren Gespräch oblag; wer so lebhaft sich geberdete und das Jungfräulein durch seine witzigen Bemerkungen zu häufigem Lächeln und offenem Lachen zwang, war der Gesandte des Königs Heinrich des Vierten, Mery de Vic, in wallendem Barett und reichem Sammetmantel, worauf die goldenen Lilien Frankreichs

schwankten. Ihm zur Seite, dem Bürgermeister gegenüber, schien in halbweltlicher Klostertracht, in der sich ihre feine Gestalt abzeichnete, Aebtissin Magdalena, innerem Gebete sich hinzugeben; so still träumte sie vor sich hin und nickte nur hie und da freundlich zu dem, was der Bürgermeister, der aufgeräumt und frohen Mutes war, ihr erzählen mochte. Ihm sah man nicht an, daß das königliche Gefährt ihm erst kürzlich vom Grafen de Vic als Geschenk seines Herrn in Baden überreicht worden war; er schien vielmehr durch sein freies Betragen dem Ambassadors zeigen zu wollen, daß er noch immer sein eigener Herr und nicht gesonnen sei, sich kaufen zu lassen. Diese Gesinnung drückte er auch unbefangen aus, als er sich im Kloster vom Gesandten verabschiedete und dieser noch seine letzten Versuche machte, den Bürgermeister umzustimmen und zu bewegen, auch den Stand Zürich nach Frankreich reislafen zu lassen, was ja ganz in seiner Macht stehe.

„Dem ist freilich so, und ich bitte Eure Exzellenz nochmals, dem König für sein Vertrauen und sein großherziges Geschenk zu danken, ihm aber zugleich zu versichern, daß ich mein ganzes Ansehen brauchen werde, die übrigen Stände davon abzuhalten, einen neuen Aufbruch von Kriegern nach Frankreich zu schicken, bevor die versprochene Million Goldes und die jährliche Abzahlung an die alte Schuld im Betrage von vierhunderttausend Kronen geleistet sind, damit die vielen Tausende von Witwen und Waisen, deren Väter im Dienste Frankreichs gefallen sind, endlich einmal unterstützt und befriedigt werden können.“

„Und wenn ich Euch versichere, fürsichtiger Herr Bürgermeister, daß vor acht Tagen zu Solothurn vierzig Maultiere mit dem restierenden Geld angekommen sind, das alles zur Bezahlung der Obersten und Hauptleute und zur Befriedigung aller Kreditoren verwendet werden soll?“

„Dann wird es mir schwer werden, die übrigen Orte davon abzuhalten, das verkaufte Blut ihres Volkes weiterhin nach Frankreich fließen zu lassen. Ich weiß leider, wie der vornehme und der gemeine Mann nach Geld lechzen.“

„Und was Euer großes Zürich anbetrifft?“

„So glaube ich, es groß zu erhalten, indem wir im Stande selber und in den gemeinen Vogteien, die wir zurzeit regieren, die Reisläuferei gestrenge verbieten.“

„Das wollt Ihr tun?“

„Eure Exzellenz kennt jetzt meine Meinung und wird Gelegenheit haben, sie durch mich noch auf der nächsten Tagung in Baden vertreten zu sehen.“

Der Ambassador gewährte, daß ob den unsaubern Zumutungen, welche er im Namen seines Königs an Großmann gestellt hatte, diesem die Ader über der Mitte der Stirn zu schwellen anfing, was einen leidenschaftlichen Ausbruch bedeutete, den er verhindern wollte. Er lenkte vom Thema ab, glitt geschickt auf Familienangelegenheiten über und sprach von seiner herrlichen Tochter, an welcher der Vater mit zärtlicher Liebe hing; und so erlaubte er sich, ihm zum Abschied die Hand drückend, mit anerkennender Schmeichelei:

„Mademoiselle votre fille est une des merveilles de beauté; il y aura nuls empêchements de la marier à un roi; est-elle encore libre?“

„Grand merci, comte, pour vos compliments!“

erwiderte Großmann lachend, aber doch geschmeichelt in seinem Vaterstolz. „Elle est libre, puisqu'elle est Suisse!“ der Antwort eine politische Klangfarbe verleihend.

Nun kam der Abt zurück, der gleich nach der Begrüßung der Herrschaften die Aebtissin und Agatha nach dem „Weiberhaus“ geleitet hatte, wo sie bis zur Weiterreise des Bürgermeisters sich noch ausplaudern sollten. Jetzt erst begrüßte er Großmann in aller Formalität und der Würde geziemend, welche dem Oberhaupt des eidgenössischen Vorortes zugemessen war. Während er den Ambassador, der wirklich vorgab, der Glasgemälde wegen gekommen zu sein, dem Prior anvertraute, der bei hohem Besuche den Cicerone des Klosters machte, führte er den Bürgermeister auf dessen Wunsch, weil er den Meister bei der Arbeit sehen wollte, in die Werkstatt des Chorstuhlshütnikers. Die weil der Abt die Vorarbeiten wohlwollenden Blickes betrachtete, unterhielt sich Großmann mit Hansjakob; daneben schaute er forschend auf die Arbeiter und Mönchsbrüder, welche letztere sich freiwillig in den Dienst des Meisters gestellt und nun, mit grauen, rohtüchtigen Kitteln angetan, rüstig zugriffen; es schien, als ob er einen unter diesen besonders ausfindig machen müßte, und er suchte eifrig in ihren Gesichtern zu lesen.

Da entging ihm denn nicht, wie einer der Brüder — Martin nannte ihn Hansjakob — dem Abte grollende Blicke nachwarf. Dieser war sein Mann. Beim Hinausgehen drückte er ihm unbemerkt ein Goldstück in die Hand, das der Bruder mit stummem Dank entgegennahm.

Zufrieden über dieses günstige Zusammentreffen folgte er dem Abte in seine prächtige Sommerwohnung, wo dieser beinahe im Verhörton seinen seltsamen Gast, nachdem er ihm einen behaglichen Sessel angeboten, folgendermaßen ansprach:

„Ich darf annehmen, hochlöblicher Bürgermeister, daß ich Euren Besuch einer mißlichen Angelegenheit verdanke...“

„Es ist so.“

„In die ich mit Bedauern Euch ohne Eure Schuld verwickelt sehe. Jedoch werdet Ihr begreifen, daß die öffentliche Verhöhnung unseres Ordens und die Gotteslästerungen, welche sich einige Leute von der Junft zum Widder anlässlich der Ueberbringung Eures Badgeschenktes in Wettingen haben zuschulden kommen lassen, rechtmäßig bestraft werden müssen.“

„Und was gedenkt Ihr zu tun, Hochwürdigster?“

„Ich habe bereits dem Nuntius in Luzern und dem Schultheißen Pfiffner daselbst die peinliche Lage mitgeteilt, damit die katholischen Orte vorerst darüber beraten, eine Klage auf der nächsten Tagung in Baden einreichen und mit ihrem ganzen Ansehen dahin wirken, daß die Malefizanten in abschreckender Weise gebüßt werden; denn es ist Zeit, daß wir uns wehren gegen diese Uebergriffe und Beschimpfungen von reformierter Seite.“

„Aber warum habt Ihr die Malefizanten nicht sofort ins Gefängnis setzen lassen?“

„Weil ich dem hochlöblichen Bürgermeister das schöne Fest nicht verderben wollte; denn die zarteste Forelle schmeckt uns nicht, wenn die Brühe daran verbrannt ist.“

„Das müßt Ihr freilich verstehen, Hochwürdigster! Ich danke Euch für diese zarte Rücksicht!“

„Auch war mir der Bürgermeister von Zürich Bürgerschaft genug, daß die Schuldigen ausfindig gemacht würden.“

„Wenn ich Euch recht verstehe, so gedenkt Ihr's also mit mir zu halten wie der Landenberg mit Heinrich von der Halde: „Wenn nicht den Sohn, hab' ich doch dich!“

„Gewiß, doch bin ich der Zuversicht, daß Ihr's nicht werdet darauf ankommen lassen, sondern daß Ihr die Sündigen anhaltet, sich vor Gott und Gesetz zu verantworten und die Strafe entgegenzunehmen; denn ich kann nicht glauben, daß Ihr den Makel an Euch wolltet haften lassen, Gotteslästerer beschützt zu haben. Auch kennt Ihr die Strafe, die hierauf ruht!“

„Ihr würdet also mich, den Ihr selber als unschuldig anerkanntet, peinlich vor Gericht ziehen wollen, wenn ich die Schuldigen nicht nennte?“

„Ich müßte es tun!“
„So tut's!“

„Uebereilt Euch nicht, Herr Bürgermeister. Bedenket weislich Eure Lage. Auch ist mir diesen Morgen zu Ohren gekommen, daß ein anderer Eurer Schützlinge sich gestern auf gottessträfliche Weise an der Jungfrau Maria verging; sein Leben ist verwirrt. Das könnte Eure Sache bedenklich verschlimmern.“

„Ei, ei! Ihr wollt mich schrecken, Abt; aber das sind blinde Schüsse, und ich bin an Haubitzknallen gewöhnt.“

„Es kam Euch einst zugute, Bürgermeister, daß in gewissen Klöstern keine solchen auf Stapel sind!“

„Wie meint Ihr das? Wollt Ihr gegen mich zu Felde ziehen?“

„Ihr mögt mich nicht verstehen, Bürgermeister. Nun denn, wenn Ihr gegen blinde Schüsse taub seid, so wollen wir Haubitzknallen schleudern. Wir haben Haubitzknallen. In



Arthur Riedel. Sonntagskinder.

Frauenthal hatten sie keine; man kann so gefährliches Mordzeug nicht Frauenhänden anvertrauen.“

„Rästel über Rästel!“ bemerkte Großmann kopfschüttelnd.

„Ihr seid ein ausgelernerter Komödiant, Großmann; wo habt Ihr Eure Probationen gemacht? Die Ruhe, die Ihr bewahrt, gemahnt mich an den großen Heidengott; ein Zeus seid Ihr und ein Komödiant, so verstellungsgewandt wie Odysseus!“



Die kantonale Alpwirtschafts- und Haushaltungsschule in Brienz. Das Schulgebäude mit Garten (Ansicht von Süden).

„Ihr gebt mir sonderbare Namen, Abt; doch bin ich anderen Berufs.“

Den Abt verdroß die Verstellung des Bürgermeisters und, seinem Aerger die Zügel lassend, rief er aus:

„Nun denn, wenn Ihr nicht anders wollt, so vernehmet: Wenn Ihr nicht gutwillig die Verbrecher nennt und ausliefert, so verfeke ich Euch in einer Angelegenheit in Anklage, wo Ihr weniger schuldlos sein dürft. Ich denke nicht, daß es zwei Bürgermeister Großmann in Zürich gibt, und ein Bürgermeister Großmann in Zürich hat einen Raubanfall auf das Kloster Frauental verübt. Freilich war die Aebtissin nicht die Taube, die ihm auf so grausames Voden zugirrte.“ (Fortsetzung folgt.)

Die kantonale Alpwirtschafts- und Haushaltungsschule in Brienz.

Entsprechend den Bedürfnissen der Neuzeit hat auch das landwirtschaftliche Bildungswesen einen kräftigen Aufschwung genommen, ja man dürfte fast sagen, es sei bei uns im Lauf der letzten fünf Jahrzehnte entstanden.

Alte Leute mögen sich noch erinnern, wie von den Bauern über die junge landwirtschaftliche Schule Rütli gespöttelt wurde, als erziehe sie nur unpraktische Herrenbauern, die sich zu gut dünkten, einen Karst oder Dreschflegel anzurühren und bald ausgewirtschaftet haben werden. Die Anstalt Rütli war nicht das Werk der Bauernschaft, sondern nur einiger weitsichtiger Pioniere unter ihnen und der Behörden; nur zögernd und langsam ließen sich die Bauern herbei, ihre Söhne dieser Anstalt anzuvertrauen.

Und jetzt haben wir in unserem Kanton außer der Aderbauschule und der Molkereischule auf der Rütli gleichartige Anstalten im Schwand bei Münsingen, eine Schule für Obst-, Gemüse- und Gartenbau in Delsberg-Koppigen, für den Jura eine landwirtschaftliche Schule in Bruntrut, die nach Delsberg verlegt werden soll. Und der Andrang

zu diesen Schulen ist derart, daß sie erweitert werden mußten und gleichwohl müssen immer noch Angemeldete auf Wartelisten verwiesen werden.

Wir leben nicht mehr in der Zeit Jeremias Gotthelfs, wo ein Hagelhaus und Glunggenbauer Foggeli als Selbstversorger in stolzer Abgeschlossenheit lebten und sich wenig um den Lauf der

Welt kümmerten, sondern in einer Zeit, wo die Naturwissenschaft die Ergebnisse ihrer Forschungen auch der landwirtschaftlichen Praxis nutzbar zu machen sucht, wo die Technik alljährlich ungeahnte Hilfsmittel erfindet und zur Verfügung stellt. Ist ja die Anwendung der

Dampfkraft und der Elektrizität selbst in den Betrieb abgelegener Kleinbauern gedrungen. Aber auch die gegenteiligen Einwirkungen sind nicht ausgeblieben: der Weltoerkehr und die zunehmende Bevölkerung fremder Länder, insbesondere Amerikas, haben dem Schweizerbauer eine scharfe Konkurrenz geschaffen, daß er trotz der Schutzzölle alle Kraft aufwenden muß, um sich zu behaupten. Unter diesen Umständen mußte sich auch das Oberland regen, um eine für den Bergbauern entsprechende Anstalt zu erhalten, und es entstand im Jahre 1919 die kantonale Alpwirtschaftsschule, die bis auf weiteres ihren Sitz in Brienz hat.

Sie hat nur Winterkurse, weil eine längere Inanspruchnahme viele Bildungsbedürftige abschrecken würde. Der Unterricht ist frei wie an den andern landwirtschaftlichen Schulen; das Kostgeld für die 5—6 Monate ist 350 Franken; Außerkantonale sind den Bernern gleichgestellt; Unbemittelten kann auch das Kostgeld ganz oder teilweise erlassen werden. Viehzucht und Milchwirtschaft, die Hauptstücke oberländischer Land- und Alpwirtschaft, nehmen auch im Unterricht die erste Stelle ein. Als Winterkurs und ohne Gutsbetrieb hat sich die alpwirtschaftliche Schule mehrenteils auf den Unterricht zu beschränken. Indessen werden soweit möglich die Schüler auf dem zur Verfügung stehenden Land von einem erfahrenen Leiter in die Theorie und Praxis des Obstbaues eingeführt. Die Molkerei dagegen, welche täglich 400 Liter Milch zu Käse und Butter verarbeitet, ist ein Hauptstück der Schule und hat für deren Besuch die stärkste Zugkraft; denn ein guter Käser zu sein, ist für jeden Aelpler das erste Erfordernis. Der Leiter der Molkerei wirkt im Sommer als Alpinspektor, um den Sennen mit Rat und Tat beizustehen. Er wird vielfach, und selbst über die Kantons Grenzen hinaus, in Anspruch genommen, wie auch aus Unterwalden und andern Kantonen sich Schüler einfinden.

Sind nach dem Frühjahrsexamen im Lehrsaal und den Räumen der Molkerei die Alpenknaben nach einer frühlichen Schlußfeier verreist, so hebt ein heftiges Putzen, ein geschäftiges Aus- und Einräumen an; die Sonne hat Weisung, eine Stunde länger auf Bettstüde und gefegte Bö-